

btb

Buch

»Du brauchst keinen Mann, der für dich sorgt.« So lautet das Familienmotto der Protagonistinnen von Marcia Rose' großem Frauenroman »Die Patriarchin«, der über vier Generationen und zwei Kontinente hinweg die Geschichte von vier großartigen Frauen erzählt.

Leah ist die Patriarchin des Clans. Ihre Liebe zum gesprochenen und geschriebenen Wort treibt sie in den Zwanzigerjahren mitten hinein in das Leben der Boheme von Greenwich Village. Von dort führt sie ihre Kreuzzüge gegen Ungerechtigkeit und Armut – und muss sich entscheiden zwischen der Liebe zweier Männer.

Ihre Tochter Jo erlebt im Zweiten Weltkrieg in London die verheerenden Bombardements der deutschen Luftwaffe. Mit ihren Fotografien aus dieser Zeit wird sie berühmt. Doch ihre Ehe mit einem RAF-Offizier entpuppt sich als Maskerade, und Jo muss feststellen, dass sie ihr Leben lang vor sich selbst geflohen ist.

Jos Tochter Sarah ist Sängerin. Ihre Unzufriedenheit und Unruhe betäubt sie im bunten Rampenlicht und im rauschenden Applaus, stürzt sich in die wilden Exzesse der Sechzigerjahre – nur um zu entdecken, dass deren vorgebliche Freiheit ein Gefängnis ist und dass ihre kleine Tochter Annie sie an all das erinnert, was sie verloren hat.

Annie schließlich stand immer im Schatten ihrer Mutter. Auf der verzweifelten Suche nach Selbstbehauptung strebt sie eine Karriere als Comedy-Star an, um mit ihrem Humor die Zuneigung ihrer Mitmenschen zu gewinnen. Die junge Frau schmiedet eine ganz besondere Beziehung zu ihrer Urgroßmutter Leah – eine Beziehung, die sie alle durch turbulente Zeiten führen und über die Generationen hinweg vier einzigartige Frauen wieder zueinander bringen wird.

Autorin

Marcia Rose arbeitete jahrelang in einem großen städtischen Krankenhaus in New York, wo sie u. a. ein preisgekröntes Magazin herausgab. Ihre Erfahrungen setzte sie später in mehreren Romanen um, die in den USA ausnahmslos zu Bestsellern wurden.

Marcia Rose bei btb

Die Schamanin. Roman (72625)

Marcia Rose

Die Patriarchin

Roman

Deutsch von Almuth Carstens

btb

Die Originalausgabe erschien 1994
unter dem Titel »Like Mother, like Daughter«
bei Ballantine Books, New York.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2002

Copyright © 1994 by Marcia Kamien

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002

by Wilhelm Goldmann Verlag, München, einem

Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: G. Weissing

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

TH · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-72854-1

www.btb-verlag.de

Für meine Mutter,
die mich zur Schriftstellerin machte,
und für meine Töchter,
die mich zur Mutter machten.

PROLOG

18. Juni 1990

Noch vor zehn Minuten hatte der Himmel über der Willow Street das tiefe Blauschwarz der Nacht aufgewiesen, mit einem ganz schwachen Anflug von dunstigem Weiß am Horizont. Jetzt plötzlich war er ein fahles, nahezu farbloses Gewölbe, das sich über die Welt spannte. Wie das Innere einer Eierschale, dachte Leah Lazarus, auf die Fensterbank gestützt, die Arme auf einem Kissen. Neuerdings waren ihre Ellbogen immer steif. Arthritis. Bursitis. Irgendein Zipperlein, um sie daran zu erinnern, dass sie mit sechsundneunzig zwar noch leben mochte, zur Hochnäsigkeit aber kein Grund bestand.

Sie atmete die süße Juniluft ein; der herrliche Duft stammte von dem Baum, der vor ihrem Haus stand. Jedes Jahr im Frühling verströmte er ihn. Komisch, sie wohnte jetzt seit fast fünfzig Jahren hier und wusste den Namen des Baums immer noch nicht.

Sie sollte sich wohl anziehen; Annie hatte verkündet, sie werde sie früh abholen. Und sie brauchte zurzeit weiß Gott ziemlich lang, um sich anzuziehen! Annie hatte für heute etwas Besonderes geplant – ein Geburtstagsgeschenk, hatte sie gesagt, und Leah solle sich bemühen, nicht zu spät dran zu sein.

Doch die Morgendämmerung war ihre Lieblingszeit, jene magische Stunde, wenn es nicht mehr Nacht, aber auch noch

nicht Tag war ... wenn die Schatten von Purpur zu Blassblau wechselten und selbst die Luft erwartungsvoll verstummte. Sie war seit drei Uhr auf – es geschah in letzter Zeit immer öfter, dass ihre Augen mitten in der Nacht aufflogen und sie, meist mit einer Erinnerung an etwas längst Vergangenes, hellwach war. Nun, das durfte sie nicht überraschen; sie war in ihr Buch vertieft ... nicht Memoiren, das war ein zu hochgestochenes Wort. Es war ein Buch der *Erinnerungen*. Sie wurde heute sechsundneunzig, und sie erinnerte sich an alles, auch an die schlechten Zeiten. Oh, ja, es hatte eine Menge schlechter Zeiten gegeben.

Wie es war, so nannte sie es, obgleich ihr Agent betrübt den Kopf schüttelte und sagte, er wisse nicht, wer ein Buch mit diesem Titel aussuchen würde. Wenn der Verleger darauf bestand, dass sie ihn änderte, nun, dann würde sie sehen. Bis dahin blieb *Wie es war* wie es war.

Draußen kam eine Gruppe Spaziergänger vorbei, die sich mit lautem Oh und Ah über die hübsche Straße, die altmodischen Häuser, die ehrwürdigen Bäume ausließen. Um diese Morgenstunde! Sie sollten sich schämen; noch besser, sie sollten im Bett sein und schlafen, statt die Straßen zu bevölkern und das ganze Viertel aufzuwecken.

Willow Street Nr. 202, ein kleines Holzhaus, hellgrau gestrichen, mit schwarzer Tür und schwarzen Fensterläden, wirkte neben seinen Nachbarn ein bisschen fehl am Platz, breiten und geräumigen rötlichbraunen Sandsteinhäusern, von reichen Geschäftsleuten für ihre Frauen und großen Familien erbaut. Es waren prachtvolle Gebäude, Zeugen des Wohlstands mit verschnörkelten schmiedeeisernen Geländern, kunstvoll gemeißelten Tür- und Fensterstürzen und Steinvasen, gefüllt mit Petunien und Portulak. Im Gegensatz dazu sah Nr. 202 wie dazwischengekritzelt aus, wie die Kinderzeichnung von einem Haus; die Eingangstür in der Mitte, je ein Fenster ohne Gardinen zu beiden Seiten und vier gleichmäßig verteilte Fenster im Obergeschoss. Der einzige Schmuck des Hauses bestand aus

einem kleinen Steinengel, der bescheiden neben der Eingangstür kniete und, ehrlich gesagt, deplatziert wirkte. Aber egal, er hatte ideellen Wert.

In den Häusern gegenüber wurden Fensterläden aufgeklappt und Rollos hochgezogen. Als sie auf ihr Handgelenk blickte, konnte Leah die Ziffern auf der übergroßen Armbanduhr ausmachen, die die junge Annie ihr geschenkt hatte. O Gott, sieben schon? Zeit, dass sie in die Gänge kam.

Sie stemmte sich hoch und ging zu der großen Frisierkommode, wo sie eine der Lampen mit rosa Schirmchen anknipste. Sie hatte bereits geduscht und sich in einen Männermorgenmantel aus verblichenem Brokat gehüllt. Er wies inzwischen eine Art staubiges Rosé auf, obgleich er einst tiefbraun gewesen war. Sie hatte das Gefühl, wie die schwere Seide über ihre Haut glitt, immer geliebt; je älter der Stoff wurde, desto weicher wurde er. Manchmal dachte sie, aus den Falten steige ihr der Geruch von Pimentöl in die Nase, doch sie wusste, dass das Unsinn war. Der Mantel wurde seit Ewigkeiten nicht mehr von seinem ursprünglichen Besitzer getragen. Seit wann ... dreißig Jahren? Sie hielt einen Moment inne, um nachzurechnen, und stellte schockiert fest, dass es eher fünfzig Jahre waren. Gott, so lange her!

Sie hatte den Morgenmantel für Jim gekauft. Sie griff an die Brusttasche und zog mit den Fingerspitzen die verschlungenen, eingestickten Initialen nach, die sie von einer Näherin in London hatte anfertigen lassen.

Sie erinnerte sich noch heute daran, wie schuldbewusst ihr Herz geklopft hatte, als Jim den Mantel aus der glänzenden Harrods-Schachtel nahm. Aber er hatte nie etwas von ihrer flüchtigen Londoner Affäre geahnt und sie hatte ihm nie von Emile erzählt. Mittlerweile war die Stickerei so verblasst, dass sie kaum mehr zu sehen war. Doch zu fühlen war sie noch. J. W. M., in kunstvoll verschnörkelter Schreibschrift. Auffällig wie Jim McCready selbst.

Big Jim McCready, stets überlebensgroß. Wieder verspürte

sie den seltsamen kleinen Stich in der Brust. Jim war seit so vielen Jahren tot, Emile ebenfalls. Und Joe Lazarus. Annie Bernstein. Jeder Mensch aus ihrer Jugend. Ihr Leben gehörte allmählich grauer Vorzeit an.

Sie lockerte ihr feuchtes Haar mit den Fingern auf, ohne in den Spiegel zu gucken. Es war von Natur aus lockig, und sie trug es kurz, damit sie keine großen Umstände damit hatte. Gott, früher gingen ihr die Haare bis zum *Po*! Sie lachte, als sie sich daran erinnerte, wie lang es gedauert hatte, sie zu waschen; wie lang, bis sie trocken waren. Und dann musste man sie jeden Abend mit hundert Strichen bürsten, damit sie immer schön glänzten. In jenen Tagen zeigte sich die Schönheit einer Frau, möglicherweise ihre einzige, in ihrem Haar. Keine anständige Frau trug Rouge oder Puder; man musste mit dem Gesicht in die Welt hinausspazieren, das Gott einem gegeben hatte. Aber mit dem Haar durfte man etwas anstellen, es hochstecken, flechten, locken, zum Knoten zwirbeln.

Sie und Annie Bernstein hatten sich einmal pro Woche in der Badeanstalt in der Cherry Street gegenseitig die Haare gewaschen und waren dann mit Turbanen, wie Araber sie trugen, nach Hause gelaufen. Und während ihr Haar trocknete, redeten sie über ihre Träume und ihre Pläne. Sie waren ganz einfach Teenager. Doch in jenen Tagen war man mit sechzehn eine junge Dame, ein berufstätiges Mädchen, eine unabhängige Frau.

Den Gürtel lösend, ließ Leah den schweren Morgenmantel zu Boden gleiten, während sie in ihren Kleiderschrank schaute. Sie würde etwas Funkelnagelneues anziehen, beschloss sie. Die junge Annie war letzte Woche mit ihr zu Loehmann's in Brooklyn gegangen, wo Leah mehrere Sachen nach dem neuesten Schrei gekauft hatte. Hosen waren wieder in Mode; sie war froh darüber. Wer konnte sich schon ständig Gedanken über die Rocklänge machen... bis übers Knie, bis zu den Oberschenkeln, bis zu den Fesseln! Sie holte die Seidenhose hervor und die bedruckte Seidentunika. Perfekt. Genau

ihre Farben. Nachdem sie angezogen war, drehte sie sich in einem bedächtigen Foxtrott durchs Zimmer – ihre Knie waren auch nicht mehr die besten – und sang: »My funny valentine ... Sweet comic valentine ...« Mochte ihr in letzter Zeit auch nicht mehr jeder Name einfallen, so erinnerte sie sich doch noch an alle Liedtexte, die sie je gekannt hatte. Sie tanzte und sang, bis sie außer Atem war.

Darüber lachend, was für eine alte Närrin sie war, schaute sich Leah in ihrem Schlafzimmer um, einem Raum, der ihr so vertraut war, dass sie ihn nicht hätte beschreiben können. Seit Ende des Zweiten Weltkriegs lebte sie hier. Eine lange Zeit. Was sagte ihr Zimmer über sie aus, fragte sie sich. Ein großes Bett, obgleich sie inzwischen allein schlief. Gegenüber ein Kamin, der nie richtig funktioniert hatte und dessen Marmorsims überquoll von Fotos, zum Teil Porträts, zum Teil Aufnahmen von Familien in heruntergekommenen Wohnungen, alle mit jenem starren Gesichtsausdruck, den die Leute früher hatten, als das Fotografieren noch nicht so schnell ging.

Der Raum war mit zu vielen Möbeln, zu vielen Bildern voll gestopft. Aber an jedem Gegenstand hing eine Erinnerung. Der Weinleck auf der Chaiselongue von der Auseinandersetzung, bei der sie ein volles Glas nach Jim geworfen und nicht getroffen hatte. Der hölzerne Schaukelstuhl aus der Lower East Side – das einzige Überbleibsel von dort. Die Wände waren bedeckt mit Gemälden und Fotografien, Titelseiten alter Zeitschriften aus Village-Tagen, Theaterplakaten und Veranstaltungen-, Demonstrations- und Vortragsankündigungen.

Über dem Kamin, wo sie jeden Tag damit konfrontiert war, hing das große Ölbild einer nackten Frau, eines Mädchens eigentlich, das sich in einem riesigen thronartigen Sessel rekelte, schmollend unter dunklen Brauen hervorschaute, ein leicht provozierendes Lächeln auf den Lippen. Leah ging hin, berührte die Leinwand sacht mit den Fingerspitzen und erwiderte das Lächeln des jungen Modells. Jim hatte ihr das Bild gekauft und einem Eisenbahnmagnaten, der die Wände eines ganzen Zim-

mers mit nackten Frauen tapeziert hatte, viel zu viel Geld dafür gezahlt. »Jetzt wirst du dich ja wohl von Ärger fernhalten«, sagte er an dem Tag zu ihr, als das Bild in einer Holzkiste geliefert wurde. Während sie ihn fest umarmte, antwortete sie: »Nun, ich verspreche zumindest, dass ich vor einem Mann mit einem Malerpinsel in der Hand nie wieder die Kleider ablege.« Leah nahm an, dass es inzwischen eine Menge wert war; Walter Morris wurde gerade zum zweiten oder dritten Mal »wiederentdeckt«. Aber sie würde es nie verkaufen. Zu viel in ihrem Leben verband sie damit.

Leah schaute auf ihre Armbanduhr. Annie würde jede Minute klingeln und sie dachte hier über alten Unsinn nach, statt sich ausgehertigt zu machen! Sie marschierte zu der großen Lackkommode, die sie bei einer Auktion erstanden hatte, kurz nachdem Jim ... nein, nein, keine Erinnerungen mehr! Sie fing an, ihre Schmuckschublade zu durchsuchen.

Ach, da war es ja, in einem abgenutzten schwarzen Kästchen – ihr Medaillon. Sie und Annie Bernstein hatten sich 1910 zu ihrem Geburtstag gegenseitig Medaillons geschenkt. Sie hatte eigentlich beabsichtigt, dass jede Frau in ihrer Familie es trüge; doch das hatte nicht sein sollen. Seufzend fuhr sie mit dem Daumen über den Deckel. Sie spürte kaum noch, dass dort einmal ein Muster eingraviert gewesen war. Dann öffnete sie das Medaillon und betrachtete die beiden braunen und verblichenen Fotos. Sie kannte diese Bilder in- und auswendig: Annie Bernstein, hellhäutig und sommersprossig, deren krause rotblonde Haare ständig den Nadeln entwischten; und auf dem zweiten Leah Vogel, die Lippen gegen ein Lächeln ankämpfend, mit dunklen Augen, die sogar auf dieser alten Fotografie vor Übermut blitzten.

Leah steckte das Medaillon in ihre Handtasche. Es war an der Zeit, es der jungen Annie zu geben. Es konnte kein Unglück mehr bringen; zu viele Jahre waren vergangen. Annie sollte es haben. Annie Diamond war eine Frau vom alten Schlag, eine Frau, die keine Angst hatte, das Leben beim Schopf zu packen

und zu *ziehen*! Jedenfalls war sie die Namensschwester des blonden Mädchens auf dem Bild, und die junge Annie wusste noch nicht einmal, wie Annie Bernstein ausgesehen hatte!

Tränen brannten in Leahs Augen, sodass sie sie kurz schloss. Als sie sie wieder aufmachte, schaute sie aus dem Spiegel eine gebräunte alte Frau an, runzlig, das dicke, kurz geschnittene Haar lodernd weiß. Wie zurzeit immer stieg angesichts ihres Spiegelbildes ein heftiger Schmerz in ihr auf. Wie hatte das so schnell passieren können?

»Nein«, sagte sie trotzig zu der alten Frau im Spiegel. »Nein. Du bist nicht ich. Du kannst nicht ich sein. Innerlich bin ich immer noch sechzehn. Ein sechzehnjähriges Mädchen.«

18. Juni 1910

Es war ein zauberhafter Abend, die Luft ganz weich von einer leichten Meeresbrise, der Himmel so tiefblau, dass er wie Samt aussah. »Guck mal, Annie.« Leah Vogel zeigte aus dem Fenster, während der Zug lärmend durch Sheepshead Bay schaukelte und rumpelte. »Guck mal, wie schön.« Dann veränderte sich ihre Stimme. »Ooh! Da! Sieh nur, Annie, die Lichter. Sieh nur!«

Sie drehten sich beide auf ihren Sitzen um und starrten aus dem Zugfenster, zwei Augenpaare, aufgerissen vor Staunen, zwei leicht geöffnete Münder. Ihr Gesichtsausdruck war identisch; ansonsten waren sie so unterschiedlich wie Tag und Nacht – die eine hellhäutig und blond, die andere mit Haaren so dunkel und glänzend wie Rabenflügel und munteren dunklen Augen, gerahmt von dichten schwarzen Wimpern.

»Ganz gleich, wie oft wir es sehen...«, hauchte Annie. Sie griff nach Leahs Hand. »Es ist wie ein... ein... Märchenland.«

»Besser als ein Märchenland, Annie! Coney Island!«

Eine Insel aus Licht und Feuer tauchte aus der Nacht auf. Glitzernde Türme und funkelnde Minarette. Schlösser, die in der zunehmenden Dunkelheit schimmerten. Ihr Schein reichte bis in den Himmel; man sagte, Schiffe richteten ihre Navigation danach. Leah glaubte es. Sie hatte gelesen, die Umrisse der fantastischen Konstruktionen von Luna Park würden

von einer Million elektrischer Lichter nachgezeichnet. Eine Million! Wie viel war eine Million? Eine Zahl, die sie sich nicht einmal im Entferntesten vorstellen konnte.

Nirgendwo auf der Welt gab es so etwas wie hier. Das sagte jeder. Es hieß, dass Menschen aus der ganzen Welt extra nach Brooklyn reisten, nur um Coney Island zu sehen. »Sodom am Meer« nannten es die verknöcherten Greise. Egal, was die *alten Kockers* meinten; es war magisch, magisch! Auf Coney Island waren alle üblichen Regeln vergessen. Es war der äußerste Rand von Amerika, die äußerste Grenze von Brooklyn – von New York City, genau genommen. Hier traf das Land auf die See und die Stadt auf das Land; Realität traf auf Träume. Hier war man an einem Samstagabend in einer Welt, wo alles, wirklich alles möglich war, und der Montag war so weit weg, dass man nicht an ihn denken musste.

In all den Glanz schauend, der den Himmel erleuchtete und die Sterne verbarg, spürte Leah, wie sich ihr Herzschlag beschleunigte. Sie konnte es kaum erwarten, ihren Spaziergang auf der Surf Avenue zu beginnen. Es war immer so aufregend, wenn die jungen Männer ihnen schöne Augen machten, sich zum Gruß an den Hut tippten, vielleicht näher kamen, um ein Gespräch anzufangen, wenn die beiden jungen Frauen nicht wegschauten oder ein bisschen schneller gingen.

»Oh, Annie, es ist ein vollkommener Abend, ein *vollkommener* Abend. Ich hab dir gesagt, dass es so sein würde ... nur für uns.«

Annie stieß einen tiefen Seufzer aus. »Du hast immer Recht, Leah.«

Es war ihr sechzehnter Geburtstag. Am achtzehnten Juni waren sowohl Leah Vogel als auch Annie Bernstein zur Welt gekommen, weit jenseits des Atlantiks in verschiedenen Städten Russlands. In Kleinrussland eigentlich, in der Ukraine. Das Wunder war, dass sie sich hier begegnet waren, in Amerika, in der Triangle Shirtwaist Factory, einer Hemdblusennäherei, ganz

zufällig. Und jetzt waren sie die besten Freundinnen, unzertrennlich!

»Ich bin ein Glückskind, deshalb hat dich dieser Tunichtgut Morris Levinsky neben mich gesetzt«, sagte Leah gleich am ersten Tag zu Annie. »Ich bin allein auf der Welt und du auch. Glaubst du nicht, es gibt einen Grund dafür, dass wir uns heute kennen gelernt haben? Hör zu, in dem Haus neben dem, wo ich wohne, ist ein Zimmer, das wir zusammen beziehen könnten. Bei den Roths. Unsere Mahlzeiten können wir unten bei Mrs. Katz einnehmen. Sie ist eine gute Köchin, und ich weiß zufällig, dass sie Kostgänger sucht. Wenn wir uns die Kosten teilen, reichen unsere sieben Dollar, die wir pro Woche verdienen, viel länger. Was meinst du?«

Nun, sie hatten es getan, noch in derselben Woche. Das war im März gewesen, und heute war ihr erster gemeinsamer Geburtstag. Was für ein Fest sie geplant hatten! Zunächst hatte jede drei Dollar für identische Goldmedaillons ausgegeben, in die man zwei Fotos stecken konnte. Sie hatten sie sogar auf der Rückseite gravieren lassen – eine Geldverschwendung, die Annie fast den Atem raubte.

»Sollen wir das wirklich tun, Leah?«, murmelte sie, doch Leah tat ihre Ängste leichthin ab. »Vielleicht nicht«, sagte sie forsch, »aber man lebt nur einmal. Dann müssen wir eben ein paar Tage ohne Mittagessen auskommen. Das macht schlank.«

Annie musste lächeln, doch sie sagte: »Männer mögen keine Mädchen, die zu mager sind.«

»Pah! Wer hat dir denn das erzählt? Sind nicht die neuesten Korsetts aus Gummielastik dazu da, um ›das Fleisch einzudämmen?‹« Sie sprach mit affektiertem Tonfall, als sie die *Vogue* zitierte. Die anderen Mädchen machten sich über Leah lustig, weil sie die Zeitschriften der Reichen las – *gojische* Zeitschriften –, die voll Dingen waren, die sie nie auch nur hoffen konnten zu besitzen. Aber ihr kamen beim Anschauen der Bilder und beim Lesen dessen, was die Modeexperten zu sagen hatten, alle möglichen Ideen. Sie war stets auf der Höhe der Zeit.

»Männer mögen Mädchen, punktum«, beharrte Leah. »Auf das Aussehen kommt es gar nicht an. Was sie wollen, ist ein bisschen Lebhaftigkeit, ein bisschen Pep, Annie!« Das hatte sie auch in einer Zeitschrift gelesen.

Als ihre Freundin errötete, bedauerte Leah ihre Unbedachtlichkeit sofort. Annie war so schüchtern, dass sie kaum ein Wort herausbrachte, wenn ein Mann sie ansprach. Und sie schämte sich dieser Schwäche.

»Ich meinte nicht dich, Annie, ich meinte ... generell.« *Generell* war eines der neuen Wörter, die sie vor kurzem gelernt hatte. Die Lehrerin bei der Educational Alliance, einer Art Volkshochschule, wo sie einen Abendkurs besuchte, hatte ihr gesagt, sie habe eine natürliche Begabung für Sprachen.

»Generell?«, wiederholte Annie verdutzt.

»Das bedeutet, dass es allgemein zutrifft, auf alle Mädchen ... nicht bloß auf die scheue Annie!« Damit entlockte sie ihr wenigstens ein Lächeln.

Sie ließen also die Rückseiten der Medaillons gravieren; und Leah meinte, Annie müsse bestimmen, was da stehen sollte. Auf Leahs stand: »Für Leah. 18. 6. 10, Freundinnen auf ewig.« Auf Annies stand dasselbe, bis auf den Namen. Als der Graveur fertig war und ihnen die Medaillons aushändigte, kamen die Mädchen gar nicht darüber hinweg, wie schön seine Arbeit gelungen war. Er hatte den Text in winziger, vollkommen deutlicher Schrift eingeritzt und an die Enden der Großbuchstaben sogar noch Schnörkel gefügt.

Er wehrte ihre Bewunderung ab und sagte: »Für zwei so reizende junge Damen eine spezielle Leistung für einen speziellen Preis.« Und er berechnete ihnen einen Dollar.

Das war letzte Woche gewesen. Sie hatten bis heute Morgen, bis zu ihrem Geburtstag, damit gewartet, einander die Medaillons zu überreichen. Auf der Kante des Eisenbetts mit dem geschwungenen Kopfende sitzend, die langen Zöpfe noch ganz zerzaust vom Schlafen, bewunderten sie ihre Geschenke, den einzigen echten Schmuck, den sie beide besaßen. Leah

hatte Annes Medaillon auf ein rosa Satinband gefädelt, Annie für Leah ein leuchtendes Rot gewählt. Feierlich legten sie sich, während sie einstimmig »Herzlichen Glückwunsch« sagten, gegenseitig die Medaillons um den Hals. Und dann umarmten sie sich.

In dem Moment fiel Leah etwas ein. »Bilder. Wir sollten Bilder von uns reinstecken. Heute Abend, wenn wir nach Coney fahren, suchen wir uns einen Fotografen.«

Annie strahlte. »Oh Leah, wie extrav-extrav... – Ach du liebe Güte, ich habe vergessen, wie es heißt.«

»Extravagant«, ergänzte Leah. »Was soll's? Heute ist unser Geburtstag.«

Der Zug fuhr in den Bahnhof ein, kam rüttelnd zum Stehen, und der Schaffner rief: »Coney Island! Endstation!« Als ob das den Leuten gesagt werden musste! Alle strömten hinaus in Richtung Treppe, die zur Surf Avenue führte. Dort würde das nächtliche Abenteuer beginnen.

»Also«, meinte Leah, während sie sich vorsichtig die steilen Stufen hinab ihren Weg bahnten, »wer sind wir heute Abend?«

»Sag du, Leah. Du hast immer so gute Ideen.«

»Okeydokey. Wir sind neunzehn, wir sind seit acht, nein, neun Jahren in Amerika, und wir sind ...« Sie hielt inne bei dem Versuch, sich den am schicksten klingenden Beruf auszudenken, der glaubhaft wäre. »... wir sind Telefonistinnen. Nein, warte. Wir sind Buchhalterinnen. Bei einer Versicherung.« Ihre Englischlehrerin bei der Alliance war Buchhalterin bei einer Versicherung, daher wusste sie, dass das eine gute Stellung für eine gebildete Frau war. Was sie, so gelobte sie sich jeden Abend inbrünstig, auch sein würde ... was *sie* sein würden. Sie und Annie. Gebildete Frauen, niemandem verpflichtet.

Auf der Straße schüttelten sie ihre Röcke aus und vergewiserten sich, dass ihre großen Hüte sicher an ihren Pompadourrollen befestigt waren. Es war ein warmer Abend, sodass sie beide Sommerkleider trugen, Annie ein hellblaues, Leah ein weißes. Die Röcke wurden neuerdings immer praktischer, und

Gott sei Dank wurde nicht mehr erwartet, dass man sich die Hüften polsterte. Trotzdem musste sich eine Frau nach wie vor in ein Korsett schnüren. Eines Tages würden sie etwas erfinden, das einem nicht ganz den Atem nahm, wie es Korsetts taten. Aber was sollten sie machen? Das Gibson-Girl mit der Wespentaille und dem runden Busen war zurzeit das Ideal, und die einzige Möglichkeit, so auszusehen, war die, ein Korsett zu tragen.

Nachdem sie sich gegenseitig begutachtet hatten, erklärten sie sich für wunderschön, dann waren sie startbereit.

»Denk dran, nach einem Fotografen Ausschau zu halten«, sagte Leah. Das sollte ein Witz sein. Man konnte heutzutage keine zwei Ecken weit gehen, ohne auf einen Straßenfotografen samt Ausrüstung zu stoßen, der einen zu sich bat und eine Erinnerung für die Ewigkeit versprach.

Da entdeckte Leah ihn auch schon: einen jungen Mann mit dichtem, geschwungenem Schnauzbart und blitzenden Augen, ein gut aussehender Typ, der vor seiner winzigen Bude stand und rief: »Lassen Sie sich fotografieren, Ma'am. Lassen Sie Ihre Begleiterin fotografieren, Sir. Nur ein Vierteldollar, zwei Momentchen, und Sie haben eine Erinnerung, die Sie in den Händen halten und jederzeit betrachten können.«

Als er sah, dass Annie und Leah näher kamen, verstärkte sich sein Lächeln, und er trat mit einer tiefen Verbeugung auf sie zu. »Ah, nicht eine, sondern zwei schöne Damen... meine Gebete wurden erhört.«

Annie errötete und wäre weitergeeilt. Sobald ein Mann sie unverhohlen anschaute oder direkt ansprach, zitterte sie vor Verlegenheit. Doch Leah hielt sie am Arm fest. Ihr gefiel sein Äußeres, und vielleicht würde er, wenn sie ihm ein strahlendes Lächeln schenkte, den Preis senken.

»Und was sind das für Gebete, Sir?«, fragte sie, legte den Kopf zur Seite und warf ihm unter den Wimpern hervor einen schrägen Blick zu, der, wie sie wusste, die Jungs verrückt machte.

»Nun, Bilder machen zu können, die es wert sind, gerahmt und hier vor meinem Laden ausgestellt zu werden ... um aller Welt zu zeigen, was für ein guter Fotograf ich bin.« Er senkte die Stimme. »Aber ich muss Ihnen die Wahrheit sagen, meine Damen. So gut ich auch bin, kann ich doch aus einem Schweineohr kein Seidentäschchen machen ... Ich brauche Ihre schönen Gesichter vor meiner Kamera, um schöne Bilder zu machen.« Er verdrehte die Augen und küsste seine Fingerspitzen. »Wenn ich Ihre reizenden Porträts hier ausstelle, auf diesem Stück schwarzen Samt, werden die Leute mir nur so zuströmen und verlangen, dass ich auch von ihnen ein Foto mache. Sie sehen also ...«

»Ja?«

»Sie sehen also, ich muss Sie fotografieren, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen.«

»Ich verstehe«, sagte mit gespielter Ernsthaftigkeit. »Dann geben Sie uns die Bilder umsonst, wenn wir Ihnen diesen Gefallen tun?«

Er warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Ich wünschte, das könnte ich. Aber hören Sie, ich mache von Ihnen beiden ein Foto, zwei zum Preis von einem, wie wär's? Könnte irgendetwas liebreizender sein – außer Ihre blitzenden dunklen Augen?«

Es überraschte Leah nicht, dass er mit ihr flirtete, und sie willigte rasch ein, bevor er seine Meinung änderte. Als er Annie bedeutete, als Erste Platz zu nehmen und sie dabei »blonde Maid« nannte, dachte sie, Annies Gesicht würde in Flammen aufgehen. Aber er war nett. Er merkte, dass Annie nicht der Typ war, der seine Witzeleien erwidern konnte, und ging sanfter, vorsichtiger mit ihr um, nannte sie Ma'am und sagte »bitte«, wenn er sie aufforderte, den Kopf zur Seite zu legen oder zu lächeln. Trotzdem sprach er so zu ihr, dass jede Frau errötet wäre, verglich die Farbe ihres Haars mit Flachs und sagte, ihre hellen Augen erinnerten ihn an Bachwasser. An Annies Miene und ihren irgendwie glasigen, weit aufgerisse-

nen Augen und der Art und Weise, wie sie über seine unerhörten Komplimente kicherte, erkannte Leah, dass ihre Freundin auf den Kerl hereinfiel, auf seine Masche reinfiel.

Ach, Annie, dachte sie, wenn ich nicht auf dich aufpassen würde, würdest du dich bei diesem Mann sicher zum Narren machen, stimmt's? Eigentlich konnte sie Annie keinen Vorwurf machen. Er war ein rechter Charmeur mit seinem flüchtigen Lächeln, den funkelnden Augen und stets dem richtigen Wort auf der Zunge.

»Und nun... Schneewittchen mit den kirschroten Lippen und den Haaren, glänzend wie...« Aha, jetzt war sie dran. Nun, sie würde er nicht einwickeln. Eine Menge Männer flirteten mit ihr; einigen wenigen hatte sie sogar einen keuschen Kuss oder zwei gestattet.

Und, einmal erst, als sie knapp vierzehn war, hatte sie einen Vorgeschmack dessen erlebt, was sie wirklich wollten.

Es war ihre erste Stelle. Zwölf Stunden am Tag klebte sie Federn auf Damenhüte, und einmal monatlich half sie dem Chef, seine Rechnungen zu bezahlen, denn der Trottel konnte weder lesen noch schreiben. Wenn er etwas unterschreiben musste, ließ er sie in seinem winzigen Büro am Schreibtisch Platz nehmen und stellte sich dicht hinter sie – zu dicht. Sie hatte das Gefühl zu ersticken. Dann drückte sie ihm den Federhalter in die Hand und führte seine Hand mit der ihren, damit er seinen Namen schreiben konnte. Diesen Namen würde sie ihr Leben lang nicht vergessen. Irving Moscow.

Eines Tages, als sie sich vom Stuhl erhob, packte er sie, drehte sie zu sich um und fing an, sie zu begrapschen und seltsam zu reden, sodass sie sich unwohl fühlte und Angst bekam. Dann drängte er sie gegen die Wand und küsste sie, ein schrecklicher, nasser Kuss.

Aber sie biss ihn in seine eklige Zunge und er schrie, als ob er ermordet würde. Dann befahl er ihr zu verschwinden. Innerlich war sie in Panik, weil sie fürchtete, er würde ihr kein Zeugnis geben. Doch zu ihrer eigenen Überraschung hörte sie